Der Onkel aus Indien.

Sensations-Roman von Pierre Saales.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

„Melden Sie Herrn Jacques Belizay; es ist dringend nothwendig, daß ich sie sogleich spreche."

Einige Augenblicke darauf traten Beaulieu und die beiden Freunde in das Zimmer der jungen Frau.

Jacques vermochte einen Schreckensruf kaum zu unterdrücken, als er in das bleiche Antlitz derjenigen sah, die einst seine Geliebte gewesen war.

Fadejah lag, halb aufgerichtet, auf einem breiten Divan, wo sie jetzt ihre qualvollen Stunden verbrachte. Ein matter Blick aus ihren erloschenen Augen fiel auf Jacques, als sie sagte: „Was wünschen die Herren bei einer armen Leidenden?"

Beaulieu zeigte auf Jacques und sagte:

„Wir haben uns eines peinlichen Amtes zu entledigen, und bitten Sie, uns im Voraus schon entschuldigen zu wollen. Sie kränkeln schon seit zwei Monaten?"

„Ja, ich kranke an einem unbekannten Leiden, welches Ihre Aerzte nicht ergründen konnten. Ich glaube, es ist die Sehnsucht nach meinem Heimathlande ......Ich muß mein Indien wiedersehen, doch Klimpson hält mich zurück......"

„Weil er hier um so eher seinen teuflischen Plan vollenden zu können glaubt," sagte Jacques und nahm das Fläschchen aus den Händen des Untersuchungsrichters.

„Hier ist die Sendung Smithwork's an Klimpson," fuhr er fort, auf das Fläschchen zeigend.

Bei dem Namen Smithwork zuckte Fadejah zusammen und rief angstvoll:

„Sie kannten diesen Menschen?"

„Herr Merseins und ich selbst kommen soeben aus Indien zurück; wir haben mit dem Alliirten Ihres Gatten eine Nacht in dem Landhaus zugebracht, das er in Calcutta besitzt."

„Das Landhaus am Ganges!" rief Fadejah mit angstvoller Geberde, Unglückliche, und ihr lebt?"

„Glücklicherweise," entgegnete Jacques, „sind wir den Schlingen jenes Bösewichts entgangen."

„Smithwork," entgegnete Fadejah, „ist heute Morgen mit seinem Helfershelfer hier angekommen; ich habe mich geweigert, ihn zu sehen. Er ist ein Elender!...... Er ist Schuld, daß ich..... ohne ihn wäre ich niemals......"

Sie hielt inne, als fürchte sie, zu viel zu sagen. Beaulieu verlor kein Wort, keine Bewegung von ihr.

Jacques öffnete seine Brieftasche, nahm einen Brief heraus und las ihn mit lauter Stimme.

Es war der Brief, in welchem Klimpson um eine zweite Dosis jener höllischen Arznei für seine Ehehälfte bat.

Die Augen Fadejah's blickten stier und nahmen einen seltsamen Glanz an.

„Wehe!" sagte sie, „es war der Kräutersaft des Schlangenbändigers! Oh, der Nichtswürdige!"

„Hier ist das Gift," sagte Jacques und zeigte das Fläschchen, „es ist die Erklärung Ihrer Krankheit; aber Sie sollen gerettet werden."

Fadejah war gebrochen zurückgesunken:

„Oh, der Elende," schluchzte sie, „der mir Alles verdankt, er hat mich vergiftet!"

„Folgen Sie uns," sagte Jacques erschüttert, „wir wollen Sie rächen!"

Mit übermenschlicher Anstrengung richtete sie sich empor.

„Ja!" rief sie flammend, „gehen wir zu diesem Proceß, wir werden sie dort finden! Vor dem ganzen Tribunal werde ich die Schurken anklagen! Gehen wir, ich folge Euch!"

Die Verhandlungen waren in vollem Gange. Die Anklage war verlesen worden und der Reihe nach hatte man die vorgeladenen Zeugen verhört.

Teroigne, der Vater, und Teroigne, der Sohn, hatten ausgesagt, was sie wußten, ebenso Millette, der selbstbewußte Zollwächter.

Der Staatsanwalt modificirte den Geschworenen die Anklage gegen die Brüder Farades mit fließender Beredtsamkeit und überwältigender Ueberzeugungstreue.

Alles wurde berücksichtigt. Das Zerwürfniß zwischen den Brüdern, „eine reine Finte", machte den Anfang.

Dann wurde der Tag des Verbrechens, Stunde für Stunde vor dem Geiste der Hörer vorübergeführt.

Die Brüder, welche, müde und niedergeschmettert, auf der Anklagebank Platz genommen hatten, vermochten mitunter unwillkürlich Gebärden des heftigsten Unwillens nicht zu unterdrücken.

Frau Louis Farades hatte die Erlaubniß erhalten, den Verhandlungen in der Nähe ihres Gatten beizuwohnen.

Johanna und Valentine hatten auf diese Vergünstigung verzichtet und schritten vor Erregung zitternd in den Gängen des Gerichtsgebäudes auf und ab.

Pecheret, Klimpson, Smithwork und Johnston schwelgten in Wonne über das seltene Schauspiel, das sich ihnen darbot. Da nur eine geringe Anzahl von Zeugen citirt werden konnte, schritten die Verhandlungen rasch vorwärts.

Die beiden Mädchen schwebten noch immer zwischen Furcht und Hoffnung; sie hatten allerdings wie alle Welt die Nachricht von dem Tode ihrer Freunde vernommen, doch hatten sie die unbestimmte Ahnung, als sei noch immer nicht Alles verloren. Das Vertrauen, welches sie in ihre Geliebten setzten, war so unerschütterlich, daß auch der vermeintliche Tod derselben ein Schein von Hoffnung nicht zu vernichten im Stande war.

So saßen sie weinend auf einer steinernen Bank am Eingang des Gebäudes, als sie plötzlich eilige Schritte vernahmen.

Johanna erhob sich und ein heller Lichtstrahl der Freude fiel auf ihr angstvolles Antlitz.

„Jacques!" schluchzte sie und sank dem Kommenden an die Brust.

Valentine vermochte keinen Laut hervorzubringen, doch ein Blick voll seliger Freude traf Paul Merseins, der herbeieilte und sein Mädchen mit Küssen bedeckte.

„Seid Ihr es wirklich?" schluchzten sie endlich.

„Ja, wir sind es selbst!"

„Und Euer Tod?"

„Eine Kriegslist! Wir kommen als Sieger!"

Beaulieu trat zwischen die Glücklichen.

„Kommen Sie, kommen Sie," sagte er, „wir dürfen keine Zeit verlieren."

Fadejah, welche den Männern aus dem Wagen langsam gefolgt war, ließ ihre großen wunderbaren Augen auf Johanna ruhen.

Ein neuer, heftiger Schmerz durchdrang die Seele des unglücklichen Weibes.

Johanna bemerkte die Indierin und flüsterte dem Geliebten leise zu:

„Wer ist die Dame, welche mich so seltsam betrachtet?"

Jacques drehte sich um. Ein tiefes Mitleid überkam ihn und er murmelte tief aufseufzend:

„Arme Fadejah! Unglückliche Fadejah!"

„Meine Herren," wiederholte Beaulieu dringend, „wir halten uns hier durch nutzlose Sentimentalitäten auf, ich bitte zu eilen."

Beaulieu war auf der Rückfahrt von Ranelagh von den Freunden eiligst über den ganzen Sachverhalt aufgeklärt worden, und er hatte daher Eile, den auf falscher Grundlage sich bewegenden Gerichtsverhandlungen eine andere Wendung zu geben.

Die Mädchen fürchteten sich jetzt nicht mehr, in die Halle einzutreten, wo ihre Väter das Urtheil erwarteten. Die Versicherungen ihrer Geliebten hatten sie plötzlich beruhigt.

Der Vertheidiger Arthur's hatte sich eben erhoben, um sein Plaidoyer zu beginnen, als plötzlich die Thüre im Hintergrunde hastig geöffnet wurde.

Heftige Stimmen drangen in den Saal. Man wollte den neu Angekommenen den Eintritt verweigern, doch Beaulieu gab sich den Gerichtsbeamten zu erkennen und trat, gefolgt von den beiden jungen Leuten, welche Fadejah in ihrer Mitte führten, in den Saal und schritt bis zur Zeugenbank vor.

Im gleichen Augenblicke ließ er sämmtliche Eingänge der Halle, sowie zu den Zuschauertribünen durch Polizisten besetzen. Der Staatsanwalt sah den Anstalten staunend zu und fragte strenge:

„Was soll das Alles bedeuten, Herr Untersuchungsrichter?

„Es soll bedeuten," rief Beaulieu mit erhobener Stimme aus, „daß das Gericht soeben im Begriffe stand, einen verhängnißvollen Irrthum zu begehen. Hier sind neue Zeugen, welche volles Licht auf die dunkle That zu werfen im Stande sind. Ich bitte den Herrn Staatsanwalt, diese Zeugen zu verhören, noch ehe die Vertheidiger mit ihren Plaidoyers beginnen!...... Sie werden ohnedies nicht mehr von Nöthen sein."

Die vier Gesichter auf der Gallerie wurden plötzlich kreideweiß, und unruhig begannen die Gestalten, sich auf den Sitzen hin und her zu bewegen. Jacques und Paul wandten sich ihnen höhnisch zu.

„Ihr habt das Spiel verloren!" hörte das Publikum die Stimme Jacques ausrufen. „Nun sollt Ihr auch die Zeche bezahlen!"

Als sich die allgemeine Bewegung, welche sich beim Sichtbarwerden der Eindringlinge auf allen Seiten des Hauses bemerkbar machte, einigermaßen gelegt hatte, ergriff der Staatsanwalt das Wort und fragte mit lauter Stimme:

„Wer sind Sie, meine Herren?"

„Mein Freund kann für mich Antwort geben," erwiderte Paul, „denn seitdem wir uns dieser Sache annahmen, haben wir uns nicht einen einzigen Tag getrennt."

In Wahrheit war Paul viel zu sehr bewegt, um den Bericht über den ganzen Hergang der Sache übernehmen zu können. Er zog es vor, Jacques diese Aufgabe zu überlassen, der sie auch unverzüglich und mit Feuer ergriff.

Ohne auf eine weitere Frage des Präsidenten zu warten, begann Jacques mit fester Stimme:

„Ich bin Jacques Belizay, und dieser Herr ist mein Freund Paul Merseins." Der Präsident fuhr zurück.

„Hüten Sie sich, mit den Gerichten Scherz zu treiben!" rief er drohend aus.

„Verzeihen Sie," versetzte Jacques mit Anstand, „ich bringe denselben im Gegentheil die größte Hochachtung entgegen."

„Hat nicht der Dampfer, welcher vor zwei Tagen in Marseille anlangte, die Todesnachricht dieser beiden Individuen von Indien herübergebracht?"

„Allerdings," entgegnete Jacques, „doch hat er zu gleicher Zeit die Träger dieser Namen selbst von ihrer erfolgreichen Reise nach Frankreich zurückgeführt. Aber dies ist das Ende meiner Erzählung, erlauben Sie mir, daß ich beim Anfang beginne."

„Vor allen Dingen," erwiderte der Präsident, „erklären Sie mir, wie der Empfangsschein des Ermordeten, den man in Ihrem Kassenschrank aufgefunden hat, dorthin gekommen ist."

„Mit aller Achtung, welche ich einem Präsidenten des Geschworenengerichts entgegenbringe, muß ich darauf hindeuten, daß alle diese Fragen den Verlauf nur verzögern können. Haben Sie vielmehr die große Güte, und hören Sie mich geduldig an. Ich brauche wenig mehr als eine Stunde, um das Räthsel zu enthüllen, welches das Gericht im Verlauf von Monaten immer mehr und mehr zu einem wüsten Knäuel verwirrte.

„Jean Farades, das unglückliche Opfer, verdiente schweres Geld, und ich schätze das Vermögen, welches er im Lauf der Zeiten zusammenraffte, auf nahezu eine Million. Er deponirte seine Kapitalien bei einem englischen Bankier in Calcutta, welcher enge Beziehungen mit einem hiesigen Agenten unterhielt. Diesem Agenten übersandte der Indische Bankier die Ersparnisse Jean Farades', welche zum Ankauf von Werthpapieren verwendet werden sollten. Die Schurken behielten das Geld und händigten dem Gefoppten regelmäßige Empfangsscheine über vorgeblich erworbene Werthpapiere sammt den Zinsen aus! So ward er beständig bestohlen; und zwar auf eine Weise, welche den Betheiligten keinerlei Gefahr bringen konnte, solange der Betrogene in Indien weilte. Doch wie der Letztere Frankreich betrat......"

Auf der Zuschauertribüne war eine Bewegung entstanden. Smithwork war vor Schrecken zusammengesunken und einer Ohnmacht nahe. Die drei übrigen Spitzbuben umringten ihn; Klimpson, der sich zuerst gefaßt hatte, sagte mit ruhiger Stimme:

„Führen wir unseren Freund in's Freie, damit er frische Luft schöpfe."

Er sah darin noch das einzige Mittel, dieser entsetzlichen Lage zu entschlüpfen. Aber Jacques rief mit weithinschallender Stimme:

„Herr Präsident! Verhindern Sie die Flucht jener vier Individuen. Es sind die Mörder von Jean Farades!"

Kaum waren diese Worte verhallt, als ein unbeschreiblicher Tumult entstand.

„Ergreift sie!" rief es von allen Seiten; doch Klimpson wies verächtlich die Anklage zurück und rief, es sei vergeblich, ihn und seine Freunde zu verleumden.

Jacques wiederholte seine Anklage, worauf sich die Tribüne mit Polizisten füllte, welche sich hinter die neuen Angeklagten postirten. Der Präsident bat Jacques, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Ich sagte Ihnen," versetzte dieser fortfahrend, „daß das Manöver gefahrlos war, so lange Jean Farades in seiner gewohnten Thätigkeit in Indien verblieb. Sowie er in Paris eintraf, mußte der Bubenstreich an's Licht des Tages kommen."

„Sie nannten erst zwei Namen," warf der Präsident dazwischen, „und doch haben Sie vier Personen der That beschuldigt."

„Die beiden anderen, Pecheret, der abgeschmackte Stutzer, und Johnston, diese niederträchtige Figur sind nur die willenlosen Werkzeuge ihrer Hände."

„Jean Farades hatte in der letzten Zeit die Summe von dreihundertsiebenundfünfzig Tausend Francs zusammengerafft und sie Smithwork in baarem Gelde gegen den gleichen Betrag in Werthpapieren eingehändigt. Hier ist die Quittung."

Jacques ließ dem Präsidenten den in Calcutta entwendeten Empfangsschein Smithwork's hinüberreichen und fuhr fort:

„Jean Farades machte die Reise nach Frankreich in meiner Begleitung, und mit mir traf er an dem verhängnißvollen Tage am Lyoner Bahnhof in Paris ein. Wie auf dem Protokoll richtig bemerkt ist, verließ er seine Neffen an der Bastille und fuhr mit mir bis zur Porte Saint Denis......"

„Wo er Sie nach der Rue de l'Echiquier fragte," warf hier der Präsident dazwischen.

„Es war dies eine bloße Finte," erwiderte Jacques. Jean Farades, von ungemein mißtrauischer Natur, vermied es sorgfältig, uns seinen Pariser Bankier zu nennen. Nachdem er mich verlassen hatte, ließ er sich ohne Zweifel gleich zu Klimpson führen. Vergleichen Sie nun diesen von Klimpsons Hand herrührenden Gesellschaftsvertrag, mit dem Empfangsschein, den Sie in meinem Schranke fanden, und urtheilen Sie, ob sich die Handschriften nicht gleichen! Sogar in den Stempeln läßt sich die Aehnlichkeit nur schwer verkennen!"

Der Präsident nickte mit dem Kopfe. Allmälig begann er klar zu sehen.

„Doch sagen Sie," entgegnete er, „wie kam der Schein in Ihre Hände?"

„Ich zog ihn eines Nachts mit Hilfe von Paul Merseins aus dem gemeinschaftlichen Brunnen der Brüder Farades heraus."

„Weshalb haben Sie das Schriftstück nicht ungesäumt dem Untersuchungsrichter eingehändigt?"

„Weil wir, verzeihen Sie, nur ein geringes Vertrauen in die Geschicklichkeit dieses Herrn zu setzen vermochten."

Ein schallendes Gelächter erschütterte den Saal.

„Durch diesen Schein aufmerksam gemacht, nahm ich mir vor, mit Klimpson in engeren Verkehr zu treten. Ich schlug ihm eine geschäftliche Verbindung vor, nur um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, seine Verhältnisse, sowie die Art seiner Geschäfte kennen zu lernen."

„Es gelang mir auf diese Weise, in den Besitz des Schreibens zu gelangen, in welchem Smithwork seinem Alliirten die Uebergabe der nämlichen Werthpapiere anzeigt, welche Jean Farades bei seiner Ankunft in Paris bei sich getragen hatte. Auf diese Weise konnte Klimpson zu jeder Zeit über die Herkunft der großen Summe Auskunft geben, welche ihm mit dem Mord Jean Farades' in die Hände fallen mußte. Sie können sich überzeugen, daß alle Nummern genau übereinstimmen."

Nachdem der Präsident die Schriftstücke sorgfältig verglichen hatte, rief er mit lauter Stimme:

„Im Namen des Gesetzes erkläre ich die vier Genannten: William Klimpson, Smithwork, Johnston und Pecheret für verhaftet."

Polizisten drangen auf die Genannten ein, welche sich verzweifelt zur Wehre setzten.

„Noch bin ich nicht zu Ende!" rief Jacques und zog ein weiteres Schriftstück aus der Tasche, „hier ist ein Schreiben mit Klimpson's Unterschrift, das wir uns in Calcutta aus Smithwork's Tasche zu verschaffen wußten."

Mit ruhiger Stimme las er hierauf den Brief, welcher das ganze Geheimniß mit einem Schlage vollends enthüllte.

„Haben Sie gehört," fügte er hinzu, „daß der Schreiber dieses Briefes um einen giftigen Trank bittet, mit welchem er eine Unglückliche zu tödten beschließt? Diese Unglückliche steht hier vor Ihnen, es ist seine eigene Gattin, Lady Klimpson!"

„Lüge! Infame Verleumdung!" brüllte Klimpson, „die Aerzte haben ihre Krankheit untersucht; sie hätten es bemerken müssen! Es sind die Herren ...."

Dabei nannte er eine Reihe namhafter Gelehrter.

„Es ist unbekanntes Gift," erklärte Jacques, „und konnte von europäischen Aerzten nicht verstanden werden."

„Wie haben Sie es selbst kennen lernen?" fragte der Präsident.

„Wir haben zufällig beobachtet," entgegnete Jacques, „wie es bei einem Schlangenbändiger in Calcutta von Smithwork erhandelt wurde."

Und mit wenigen Worten erzählte er das Abenteuer der ersten Nacht in Calcutta.

Smithwork traute seinen Ohren nicht und Johnston murmelte voller Schrecken:

„Ich fürchte, o Herr, sie standen mit bösen Geistern im Bunde."

„Dies Gift," fuhr der Gascogner unerbittlich fort, „ist heute durch die Post bei Klimpson angelangt. Hier ist der Postschein von Calcutta. Das Packet ist von dem Untersuchungsrichter Beaulieu in Empfang genommen worden."

Beaulieu machte ein bejahendes Zeichen, und das Fläschchen ward, noch völlig verpackt, dem Präsidenten übergeben. Dieser wandte sich an Fadejah mit den Worten:

„Sie hörten soeben die Aussagen des Herrn Jacques Belizay; wollen Sie uns nun Ihrerseits mittheilen, was Sie über diese Angelegenheit mittheilen können?"

„Dieser Mensch," antwortete Fadejah mit stockender Stimme, auf Smithwork zeigend, „ist der Schändlichste von ihnen. Herr Belizay wird später meine Aussagen bestätigen. Ich war nur eine arme Tänzerin aus dem Hochlande. Da kam ich nach Calcutta, wo ich reich und mächtig wurde. Dort lernte ich Klimpson kennen. Er war mittellos, ja arm, als er sich in mich verliebte. Bis dahin hatte er nach meinem Wissen noch keinen Schurkenstreich begangen. Da verband er sich mit Smithwork, welcher ihn und mich selbst in ein entsetzliches Verbrechen verwickelte, das in dem Landhaus am Ganges vollzogen wurde. Von diesem Tage an lebten die beiden Männer nur noch von schändlichen Missethaten."

„Fadejah!" rief Klimpson vorwurfsvoll.

„Schweig' Elender!" entgegnete sie, „Du warst arm, ich habe Dich reich gemacht, und zum Dank wolltest Du mich ermorden! Ich räche mich heute an Dir!"

„Wissen Sie etwas von dem Morde, der uns heute beschäftigt?" fragte der Präsident.

„Ja," entgegnete Fadejah, „Klimpson erwartete Jean Farades in seinem Bureau bei der Bank und erbot sich, ihn nach Boulogne zu begleiten; aber als sie über die Barrieren geschritten waren, traten sie wieder in den Bois de Boulogne ein und kamen zuerst in unsere Villa. Der arme Jean Farades verschwieg seinen Aerger, als er mich sah und willigte ein, mit uns zu speisen. Klimpson berauschte ihn, Pecheret leistete Beistand. Als ich mich gegen 11 Uhr einen Augenblick entfernt hatte, um neue Getränke herbeizuschaffen, vernahm ich im Speisesaal ein wirres Getöse. Ich kehrte zurück und sah Jean Farades am Boden liegen. Mein Gatte und Pecheret erwürgten den Aermsten! Entsetzt floh ich in mein Gemach und verbrachte schlaflos die Nacht. Bald sah ich zwei Gestalten aus dem Hause treten. Es war mein Gatte mit Pecheret, welche die Leiche auf ihre Schultern geladen, dem Walde zuschritten. Die Dienstboten waren von Klimpson fortgeschickt worden, als das Essen servirt war......"

„Glaubt nicht, was sie sagt!" rief Klimpson in letzter Verzweiflung, „merkt Ihr nicht, daß sie beide im Wahnsinn redeten? Hat er nicht jene heilkräftige Medizin für gefährliches Gift erklärt?"

Der Präsident bat Fadejah, zu ihm zu treten.

„Kennen Sie diese Flüssigkeit?" sagte er, ihr das Fläschchen reichend.

Mit einer hastigen Handbewegung ergriff Fadejah das Gefäß, öffnete es und trank den ganzen Inhalt in wenigen Zügen hinab. Dann strauchelte sie, streckte wie suchend beide Arme von sich und fiel zu den Füßen Jacques zu Boden nieder. Die noch halb geöffneten Augen blickten traurig auf Jacques und schlossen sich endlich für immer.

Fadejah war todt......

Jacques und Paul beugten sich über sie.

„Sie hat Dich heiß geliebt," flüsterte hierauf Paul.

Jacques antwortete nichts; doch trocknete er hastig eine Thräne, welche über seine Wange rollte.

Die Untersuchung ruhte abermals in den Händen Beaulieu's, welcher sich der Hoffnung hingiebt, diesmal mit derselben zu Ende zu kommen.

Immer schwerer werden die Anklagen gegen die vier Missethäter, welche sich als die Häupter einer wohlorganisirten Räuber- und Diebsbande entpuppten, die sowohl in Paris, in London als auch bis in's ferne Indien ihre heimtückischen, gefährlichen Netze auswarf und zahllose Arglose zu Grunde richtete.

Die Brüder Farades wurden unverzüglich freigelassen; sie wissen ihr Glück noch kaum zu fassen.

Niemals werden sie es sich selbst verzeihen, daß sie sich gegenseitig verdächtigen konnten.

Ein einziger Punkt blieb lange unaufgeklärt: Wie kam das Eigenthum Jean Farades' in die Wohnung und in den Garten der Brüder? Endlich hat Pecheret Aufschluß darüber gegeben und gestanden, daß Klimpson diese Gegenstände in einer Nacht daselbst verborgen habe, und zwar in der gleichen Nacht, in welcher ihn Jacques mit schmutzbedeckten Kleidern vom Walde nach seiner Wohnung schreiten sah.

Johanna und Valentine genießen dankbar ihr ungetrübtes Glück. Man erwartete nur den Ablauf der Trauer um den guten Onkel Jean, um sich über gewisse häusliche Angelegenheiten des Näheren zu besprechen. Und wenn die Hochzeiten vorüber sind, wird Jacques Belizay seinem Freunde Paul Merseins den Vorschlag machen, die Hochzeitsreise nach...... Indien zu unternehmen.

(Ende.)

Ein Menschenfreund vor Gericht

„Ick bin een Menschenfreind un kann natierlich keen Thier nich unrecht leiden sehen, da braucht sik so'n Schutzmann um meinen Hund oock nich zu kümmern." So meinte der Handelsmann Albert Schön in Berlin, der der Beamtenbeleidigung angeklagt war und vom Präsidenten befragt wurde, ob er sich für schuldig bekenne.—Vors.: Soll das eine Antwort auf meine Frage sein? — Angekl.: Ick will blos damit sagen, det ick ooch menschlichet Jefiehl habe, jerade so jut als een Schutzmann und weiter habe ick ihm nicht gesagt und wenn det strafbar sollte sind, denn weeß ick nich, denn kommt det woll ooch nächstens heraus, det wir for die Herren Schutzleite stramm stehen müssen, denn will ick aber doch lieber in Kamerun mit kleenjemachten Kiehn handeln, als wie hier. — Vors.: Lassen Sie alle überflüssigen Bemerkungen und bleiben Sie bei der Sache. Sind Sie übrigens nicht schon einmal wegen Beamtenbeleidigung vorbestraft?

Angekl.: I bewahre! Schon zweemal. Ick kann Ihnen blos sagen, ick bin een Menschenfreind, aber die Schutzleite sind noch mein Dod, ick möchte blos wissen, wo die Leite Allens in'n Kopp behalten können, wat man nich darf. — Vors.: Die letzte Strafe haben Sie sich aber auf recht muthwillige Weise zugezogen. Sie liefen einem reitenden Schutzmann, der im Trabe die Straße Alt-Moabit passirte, nach und riefen fortwährend: Herr Schutzmann! Herr Schutzmann! Als der Gerufene endlich still hielt und sich nach Ihnen umsah, riefen Sie ihm zu: Bringen Sie mir vor'n Sechser dicken Priem mit! Ist für solchen Hohn eine dreitägige Gefängnißstrafe nicht viel zu milde? — Angekl.: Kann ick nich finden, mir sagen die Leite manchmal noch janz wat Anderes, wat ick ruhig instecken muß.

Vors.: Bleiben wir bei der heutigen Sache. Sie fuhren also in der Mittagsstunde des 14. September mit Ihrem Hundefuhrwerk die Invalidenstraß' entlang? — Angekl.: Det stimmt, un det war 'ne callibarische Hitze, so dat ick meinen Phylax an den Brunnen führen un ihn saufen lassen mußte. So'n Thier hat ooch Durscht, un ick bin een Menschenfreind. — Vors.: Daß Sie für Ihr Thier sorgen, ist gewiß anerkennenswerth, Sie mußten den Maulkorb aber wieder aufsetzen, nachdem es gesoffen hatte. — Angekl.: Ick war jerade bei, als der Schutzmann kam un mir anfahren dhat, det ick mir beinahe verschrocken hätte. „Warum hat der Hund keinen Maulkorb an?" fragte er mir in'n Ton, als wenn ick meinen eijenen Vater een Doje ausjorfen hädde. Ick sage, sehen Sie denn nich, det ick ihn hier in die Hand habe un jerade bei will? Sie sollten lieber Mitleid mit det arme Thier haben, wat so in'n Wajen anjespannt wird un denn vor Durst die Zunge aus'n Halse hängen läßt un denn noch wat mit die Peitsche kriegt, sagde ick, denn ick bin en Menschenfreind. — Vors.: Nach der Anklage sollen Sie gesagt haben, Sie möchten den Schutzmann mal vor den Wagen spannen können, den würden Sie mit der Peitsche hauen, bis er die Zunge zum Halse heraus hängen ließe. — Angekl.: Herr meines Lebens! Wo kann's möglich sind, det der Schutzmann mir so mißverstehen konnte, aber bei die Hitze un den schweren Helm und denn so ville in'n Kopp zu nehmen, so'n Mann is eijentlich ooch zu bedauern. — Da die Einreden des Angeklagten sich nicht als stichhaltig erwiesen, wurde er zu einer Woche Gefängniß verurtheilt.

— Die Königin Elisabeth von Rumänien widmet seit längeren Zeit so manche Stunde des Tages den Gesangsübungen, da ihr die Hofleute versicherten, daß ihre Stimme ungemein wohlklingend und kräftig sei und sich jenen der berühmtesten Sängerinnen an die Seite stellen lasse. Vor einigen Tagen stiegen der Königin Bedenken auf, ob sich ihr Organ auch dieser Mühen lohne, und da sie sich wohl bewußt war, man würde ihr offiziell keine wahrheitsgetreue Kritik bieten, suchte sie, tief verschleiert und ohne jede Begleitung, den französischen Gesangs-Professor Dumonois auf, da sie in den Journalen gelesen, daß er gegenwärtig in Bukarest weile. Der Mann ließ die Königin einige Skalen, ein Lied und eine Opern-Arie singen, dann meinte er: „Stimme ist gar keine vorhanden, doch viel musikalisches Gefühl und hübsche Phrasirung; für die Operette würde ich Sie allenfalls ausbilden, aber, aufrichtig gestanden, Sie haben nicht das Operettengesicht." Die Königin, welche die ganze Zeit über strengstens ihr Inkognito gewahrt, überreichte jetzt dem Professor ihre Karte und einige Goldstücke und kaufte, ehe sie beimging, zwölf Operetten-Auszüge für ihr Privatstudium. So erzählen wenigstens Wiener Zeitungen.

Die Garderobe.

Man klopfte.

„Herein!" rief sie, blieb aber bewegungslos auf ihrem unbequem geradlehnigen Sessel sitzen. Sie wandte nicht einmal den Kopf; weder nach links, dem Eintretenden entgegen, noch auch nach rechts, wo sie ihn hätte im Spiegel erblicken können. Dennoch fragte sie zweimal ungeduldig: „Wer ist es?"

Er hatte nicht geantwortet, sondern war langsam und lautlos auf dem dicken Teppich dieses eleganten Ankleidezimmers an sie herangekommen. Nun stand er vor ihr und sagte: „Wie Sie heute wieder aussehen, Frau Käthe!"

„Ah, Sie sind es, Doctor!......Warum blieben Sie nicht ganz ruhig auf Ihrem Parkettsitz, wenn ich Ihnen gefiel? Die Schminke sieht in der Nähe abscheulich aus. Sie werden sich noch alle Ihre Illusionen erkälten!......Jetzt ist das Unglück geschehen. Sie dürfen da bleiben. Ich habe im zweiten Acte ja nichts zu thun."

Der Doctor saß ihr schon gegenüber und lachte.

„Wissen Sie, was mich an Ihnen immer von Neuem betroffen macht? Sie werden es nicht errathen. Sie sind die größte Künstlerin und eine der schönsten Frauen, die ich kenne. Aber daran habe ich mich allmählich gewöhnt. Sie lächeln spöttisch—genau so wie jetzt —wenn man ihnen eine Schmeichelei sagt. Das ist auch eine seltene Eigenschaft. Sie sind geistreich und dennoch wahrheitsliebend, in der Kunst wie im Leben. So merkwürdig diese Thatsache auch ist, sie überrascht mich bei Ihnen nicht mehr. Höchstens, daß mich irgend ein neuer Zug, eine Nuance, eine zitternde Feinheit entzückt. Wenn ich Ihnen eine Krankheit im Spital gezeigt habe, wissen Sie sie derart nachzumachen, daß ich oft von meinem Sperrsitz aufspringen und Ihnen zu Hilfe eilen möchte—um Gotteswillen, sie stirbt wirklich.........!"

„Werden Sie bald aufhören, mich zu loben, Doctor?"

„Wodurch Sie mich aber immer wieder zur Sprachlosigkeit verblüffen, Frau Käthe, ist, daß Sie sich so unglaublich schnell anziehen! Das wollte ich eben sagen."

Sie lächelte. Dann wurde sie plötzlich ernst und starrte finster vor sich hin, nach der Wand, die mit Lorbeerkränzen, Atlasschleifen, Bildern in reichen Rahmen farbig herausstaffirt war, von Seide und Gold strahlte.

Der Arzt fügte hinzu: „Ich habe die Garderobe mancher Künstlerin gesehen. Da ist ein so farbiges Gethue, eine Unruhe und Aufregung, immer noch ein allerletzter Blick in den Spiegel, noch eine Stecknadel anzubringen unmittelbar vor dem Auftreten. Sie dagegen, obgleich Sie die wichtigste Person sind, sitzen längst fertig da, und vor der Thür Ihre Dienerin wie eine gelassene Schildwache."

„Sagen Sie der Schildwache, daß ich jetzt keinen Besuch empfange, und ich werde Ihnen erzählen, wie ich das lernte, was Sie so außerordentlich bewundern. Vielleicht wäre ich nie geworden, was ich bin, wenn ich das nicht hätte erleben müssen."

Der Doktor kam von der Thüre zurück und setzte sich wieder hin: „Eine Geschichte?"

„Ja wohl," sagte sie dumpf: „eine häßliche, kleine Geschichte. So wahr und abstoßend, wie eine der Krankheiten, die Sie mir im Spital zeigten. Ich will Ihnen Revanche geben.

Das war vor vierzehn oder fünfzehn Jahren. Ich zog damals kreuz und quer durch die Provinz, als Mitglied kleiner Schauspielertruppen. Heute da, morgen dort. Ich möchte das nicht noch einmal durchmachen......... Ich habe zuweilen Fieberträume, in denen ich angstvoll glaubte, noch einmal übers Meer gehen zu müssen, bei Nacht. Oder daß ich abermals bei dem Herrn Direktor Lemke Engagement nehmen müsse, um nicht zu verhungern ...... Unter einer „Schmiere" stellen Sie sich gewiß etwas Humoristisches vor, wie? Es ist ganz einfach, entsetzlich, das Elend der Namenlosen, dieses namenlose Elend.

Wie tief man sich da für ein Stück Brot demüthigen läßt, welche Gemeinheiten man begeht...... Nein, ich will mich nicht aufregen. Ich werde mir denken, daß eine andere Person diese Dinge erlebt habe. Das junge Mädchen, welches damals in zerrissenen, aufgebogenen Stiefletten die regenzerweichte Landstraße hinschritt, war ja auch eine ganz Andere, als ich jetzt bin. Sie sehen mir heute nicht mehr an, wie häßlich und mager ich gewesen. Eine Vogelscheuche. Was man gegenwärtig mein „edles Profil" nennt, war zu jener Zeit eine ganz gewöhnliche krumme Nase. Der Kopf saß mir vorgeneigt auf schmalen, spitzen Schultern; diese Hände waren knochig und roth. Nie verirrte sich das Liebeswort eines Mannes zu mir, und Sie wissen vielleicht, wie schnell die Herren sich dazu entschließen, wenn sie nicht geradezu etwas Abstoßendes vor sich haben. Namentlich die Kollegen paaren sich überraschend leicht. Wenn das Engagement zu Ende ist, löst sich ja auch das Verhältniß zu Der oder Dem. Man hat seine Freiheit wieder, ohne daß man sich jedoch während der Dauer des Verhältnisses gar zu ängstlich für gebunden gehalten hätte.

Ich kann nicht sagen, daß ich der Versuchung widerstanden habe; denn es nahm sich Keiner die Mühe. Ich war nur das Zielblatt kameradschaftlich roher Späße, und das Gewieher jedes spottlustigen Publikums galt vor Allen mir. Meine Häßlichkeit war wohl hauptsächlich schuld daran, aber ich spielte auch schlecht; schlechter noch als Jene, die kein Talent hatten. Ich besaß nämlich schon damals Ohr für meine eigene Rede, und Augen für meine Bewegungen. Kaum war mir ein Ton entgleist oder eine Geberde mißrathen, so empfand ich es blitzartig, verlor alle Fassung und stockte. Schlimmer noch war meine Befangenheit, die nicht dem üblichen Lampenfieber glich. Denn ich trat immer unerschrocken hinaus; hielt mich sogar gelassen und aufrecht, wenn man zischte oder pfiff. Nur in den Liebesscenen, die ich zu spielen hatte, überwältigte mich diese Bangigkeit, die eigentlich — Schamhaftigkeit war. Ja, es klingt närrisch: ich schämte mich vor den Zuschauern, wie wenn die Mitwisser eines zärtlichen Geheimnisses meines Herzens geworden wären; wie wenn die lackirte Liebeserklärung meines jeweiligen ungeschlachten Partners wirklich mir gegolten hätte.

Ich bekam ja außerhalb der Bühne nie solch' einen heißen Blick oder ein leidenschaftliches Geständniß. Darum verwirrte mich das, verschlug es mir den Athem. Es war Mädchenthum in diesem einfältigen Betragen, oder, wenn Sie wollen: Keuschheit, Verschämtheit. Nun darf aber eine Schauspielerin brav und tugendhaft sein — und ich kenne genug, die es sind — verschämt darf sie nicht sein. Vom Kopf bis zu den Füßen ist sie immer den gierigen Blicken einer Menge preisgegeben, und wenn sie groß sein will, so genügt es nicht, daß sie eine Seele habe — sie muß diese auch entblößen. Wie weit war ich davon! Meine arme, verschüchterte Seele zog sich scheu zurück, und in einer Welt, wo nur das Geäußerte gilt, lebte ich träumerisch nach Innen... Bis endlich jener Vorfall eintrat, von dem die Wendung herdatirt..."

„Eine Liebschaft?" warf der Arzt ein. Sie lachte kurz und bitter: „Wenn es das gewesen wäre!... Ich säße vielleicht heute als Souffleuse in irgend einem Nest. Nein, etwas Anderes."

Ich zog damals mit der Gesellschaft des Herrn Direktors Lemke. Dieser Lemke war ein gemüthlicher Schuft. Daß er seine Leute übervortheilte und ihnen so viel Arbeit erpreßte, als er nur konnte, davon will ich nicht reden. Die eigentliche Lumperei bestand in seinen Nebengeschäften, von denen Sie eines kennen lernen sollen. Dabei hatte er ein rosiges lächelndes Gesicht, von blonden Locken umwallt; der echte Künstlerkopf.

Wir waren in eine geringe Provinzstadt gekommen. Ich sehe sie noch vor mir. Helle, freundliche, leblose Gäßchen mit niederen Häusern. Der Hauptplatz, mit runden kleinen Steinen gepflastert, zwischen denen lustig das Gras wucherte. Die Sonnenstrahlen glänzten darauf. Nach zwei Tagen war man von der ganzen Einwohnerschaft gekannt und geringgeschätzt. Vor dem Wirthshause „zum rothen Ochsen", wo wir spielten, standen, auf den Säbel gestützt, die Officiere der kleinen Garnison und ließen gewählte Scherze hören, so oft wir vorübergingen. Die besseren Bürger maßen uns wegwerfend, wenn ihre Gattinnen sich in der Nähe befanden, und versengten uns mit verführerischen Blicken, wenn sie allein oder ledig waren. Ich spreche von meinen Kolleginnen; ich war auch schon denen zu schlecht. Die Männer in den kleineren Städten sind ärger als die in den großen. Sie werden vielleicht wissen warum?

Wir gaben unsere Vorstellungen im großen Saale des „rothen Ochsen". Es gab da eine hübsche Bühne für die durchreisenden Gesellschaften. Ferner zwei Ankleide-Logen: eine für uns, eine für die Herren. Keine Garderobe, wie diese da; aber man konnte sich doch aus- und anziehen. Das Ankleidezimmer! Ein wirres Durcheinander von Kostümen, Requisiten, Straßengewändern. Da ist ein Strumpf als Lesezeichen in ein Buch geklemmt, dort steckt das Lockenholz in einem lichten Atlasschuh, dessen Flecken man mit Seife zu putzen versucht hat. An der Wand weiße Unterröcke, die erst wochenlang auf der Scene getragen worden und noch zu gut sind für die Straße. Was das Alles umherliegt, an der ungehörigen Stelle; golddurchwirkte Gürtel, Lichtscheren, verwittwete Galoschen, leere Schminktöpfe, Notenrollen durch ein Strumpfband zusammengehalten; Unordnung, Schmutz. Die Eine legt alle ihre Sachen über einander auf einen Sessel, der schließlich umfällt. Die Andere verstreut gleich von vornherein das, was sie brauchen wird. Und über Allem liegt eine feine Wolke von Staub und ein eigenthümlicher, brenzlich schwerer, dumpfer Geruch.

Jene Garderobe war dann der Schauplatz dessen, was ich Ihnen erzähle. Vielleicht finden Sie, daß es keine so große Sache gewesen; daß sich das alle Tage ereigne. Ich selbst habe seither diesen anderen Standpunkt kennen gelernt, von dem aus dergleichen nur als grober, jedoch verzeihlicher Spaß erscheint. Dazumal sah ich darin eine Schändung und Brutalität; ich war ja mitten in der Gemeinheit jungfräulich geblieben .... So war es. Eines Abends saß ich gleich meinen Kolleginnen, kaum bekleidet, dicht an der Holzwand. Hatte ich ein verdächtiges Geräusch dahinter gehört, oder war mir nur eines der zahlreichen Astlöcher aufgefallen; ich steckte gedankenlos den Finger durch die runde Oeffnung und — und stieß in das Auge eines Menschen......... Ein halb unterdrückter Ausruf. Ich selber war zu Tod getroffen. Die Anderen hatten nichts bemerkt. Ich brachte kein Wort hervor, warf aber meinen langen Mantel über und eilte hinaus, um mir Gewißheit zu verschaffen, ob man uns wirklich belauschte......... Ja. Und nicht etwa nur ein einziger verwilderter Bengel; nein, mehrere Herren. An unsere Garderobe grenzte ein Holzverschlag, in dem sie sich aufgehalten hatten. Ich blieb einen Augenblick im tiefsten Schatten des Hofes hinter einem Wagen stehen, bis ich in der Dunkelheit sah. Da kamen sie auch schon heraus. Ich zählte: vier, fünf, ein halbes Dutzend. Einer davon ging unsicher und drückte sich das Taschentuch ans Auge. Offenbar der, den ich getroffen. Wer es war, konnte ich in der Finsterniß nicht erkennen. Auch die anderen Gestalten waren nicht zu unterscheiden. Da, der Letzte, der heraustritt und die Thüre leise hinter sich zuzieht, den kenne ich an der runden Figur und dem großen Kopf. Es ist Lemke. Hat er denn nichts bemerkt? Ich eile geräuschlos auf ihn zu. „Herr Direktor!" flüsterte ich hastig, „man sieht in unsere Garderobe hinein........." Er kicherte halblaut: „Machen Sie sich nichts d'raus: Ihnen gilts ja doch nicht......." Er wußte also davon! Ich war entsetzt, empört. Vielleicht errieth er meine Gedanken; denn er faßte meine Hand und sagte leise, drohend: „Es soll Ihnen nicht einfallen, Lärm zu machen oder es den Anderen zu erzählen — sonst sind Sie augenblicklich entlassen!"

Ich kehrte in die Garderobe zurück. Ich schwieg. Was sollte ich denn thun? Ich mußte froh sein, das Unterkommen zu haben. Wo hatte ich die Aussicht, ein Engagement zu erhalten, mit meiner körperlichen Erscheinung, die nicht einmal vor den Augen dieser verdorbenen kleinstädtischen Wüstlinge Gnade fand, wenn sie hereinspähten? Und obgleich es „nicht mir galt", wie Lemke gespottet hatte, kam ich mir dennoch wie entehrt vor. Ich allein? Hatten nicht auch noch andere meiner Genossinnen Kenntniß von dem infamen Vorgang? Wenn Eine kokett herumhüpfte oder sich zierlich gebärdete, hatte ich sie im Verdacht. Vielleicht fügte sie sich der gleichen Drohung, unter der ich verstummt war? Vielleicht paßte es ihr gar in den Kram? Zwar stieg mir der Ekel bis in den Hals, gern wäre ich auf und davon gelaufen; aber wohin, wohin? Ich blieb. Da haben Sie die versprochene Erklärung: damals lernte ich, mich so schnell anzuziehen. Denn die Kerle hinter dem Verschlage waren alle Abende da. Ich weiß nicht, ob es immer dieselben gewesen. Unser Direktor machte jedenfalls gute Geschäfte, wie ich bei Gelegenheit herausbrachte.

Denn er ließ sich dafür bezahlen.

Und, sehen Sie, ich glaube, daß ich damals anfing, gut zu spielen. Psychologisch — das ist doch Euer Ausdruck? — kann ich es nicht genau erläutern. Hatte die große Erschütterung schlummernde Kräfte in mir ausgelöst? War meine Schamhaftigkeit in der Schande ertrunken? Kam die Leidenschaft meines Tones daher, daß ich immer unter dem Eindruck dieser revoltanten Dinge stand? Bewegte ich mich freier, weil ich den Zuschauern nichts mehr von mir zu verbergen hatte? Denn ob ein halbes Dutzend oder die ganze Stadt an den Astlöchern des Holzverschlages gelauert hatte, das war im Grunde gleich......

Man hat mich dann eines Tages „entdeckt", wie eine neue Thierart oder Insel im Meer. Ich bin emporgekommen und freue mich meiner Erfolge. Ich habe es ziemlich weit gebracht, nicht wahr? Ich werde bewundert und beneidet. Nun denn, ich sage Ihnen: wenn ich zehnmal oder hundertmal höher kommen könnte — ich möchte dafür nicht noch einmal durchmachen, was hinter mir liegt. Genug....."

Theodor Herzl.

Die Nogales-Affaire.

Ueber diese vielbesprochene Angelegenheit liegt jetzt der amtliche mexicanische Bericht vor. Nogales ist ein kleines Nest an der mexicanisch-amerikanischen Grenze, von dem ein Theil im Mexico liegt, während sich der andere in Arizona befindet. Dem mexicanischen Oberst Arvizu war nach dem Berichte seine Geliebte, eine mexicanische Indianerin, über die Grenze in den amerikanischen Theil der Ortschaft durchgebrannt.

Der verlassene tapfere Krieger brütete Rache. Er befahl seinen beiden Lieutenants Gutierrez und Valenzuela über die Grenze zu gehen und die Durchbrennerin zurückzuholen, koste es, was es wolle.

Die beiden Helden machten sich auf den Weg, um pflichtschuldigst den ihnen gewordenen Auftrag zu erfüllen. Sie fanden auch die „flüchtige Nymphe" in einem der Häuser auf der amerikanischen Seite und forderten sie auf, mit ihnen nach Hause zu gehen.

Das Frauenzimmer faßte jedoch die Geschichte falsch auf und schrie „Mörder". Bald war der amerikanische Sheriff mit einigen handfesten Gehilfen an Ort und Stelle und verhaftete die beiden Mexicaner, er wußte aber nicht, daß noch mehrere mexicanische Soldaten im Hinterhalt lagen. Es kam zu einem lebhaften Kampfe, in welchem die Mexicaner Sieger blieben. Sie entrissen den Amerikanern die Gefangenen und gingen mit denselben wieder über die Grenze, den heimathlichen Penaten zu. Das Frauenzimmer indessen benutzte später eine Gelegenheit, um sich, wie jener berühmte Canadier, der noch „Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte," seitwärts in die Büsche zu schlagen.

Die Behörden von Arizona waren jedoch mit diesem Ende der Tragikomödie nicht zufrieden. Sie wandten sich an die Bundesregierung in Washington, und Secretär Bayard richtete durch unseren Gesandten Manning an die mexicanische Regierung die Aufforderung, die beiden would be Frauenräuber sofort wieder an den Sheriff von Nogales in Arizona auszuliefern.

Eine rege diplomatische Correspondenz war die Folge. Die mexicanische Regierung erklärte, sie sei gern bereit, den Ver. Staaten jede gewünschte Genugthuung zu gewähren. Die „Verbrecher" würden ganz gewiß nach der vollen Schwere des Gesetzes bestraft werden, doch sei es vorzuziehen, daß man sie in Mexico und nicht in den Ver. Staaten processire. Die beiden Officiere sowie ihr Befehlshaber, der Oberst Arvizu, befänden sich bereits in Haft und würden demnächst vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Wollte man sie nach Arizona hinüberschicken, so könnten sie höchstens wegen eines polizeilichen Vergehens zur Rechenschaft gezogen werden, nicht aber wegen Uebertretung der Kriegsgesetze. Es handle sich für die mexicanische Regierung darum, ein strenges Beispiel zu geben, um ähnliche Uebertretungen der internationalen Gesetze in Zukunft besser verhüten zu können. Jedenfalls läge es im Interesse beider Länder, den Gutierrez und seine Genossen von den heimathlichen Behörden derselben verurtheilen zu lassen. Wolle die amerikanische Regierung nicht darauf eingehen, dann möge sie wenigstens so lange warten, bis das Proceßverfahren gegen die Uebelthäter in Mexico beendet sei. Die Auslieferung könne dann ja noch immer erfolgen.

Unsere Herren Diplomaten in Washington waren mit dieser Erklärung zufrieden und warteten ruhig der Dinge, die da kommen sollten. Das Resultat war für sie geradezu überraschend. Sie erhielten aus Mexico die Nachricht, daß Oberst Arvizu und seine beiden Lieutenants Valenzuela und Gutierrez wegen jener Entführungsgeschichte zum Tode verurtheilt worden seien!

Das war dem Staatssecretär Bayard denn doch etwas zu viel. Er ließ der mexicanischen Regierung durch den Gesandten Manning erklären, es sei zwar sehr schön, daß sie auf eine so energische Weise den internationalen Anstand gewahrt habe, aber es sei denn doch zu arg, wegen einer solchen Geschichte drei Menschen um das Leben zu bringen.

Die mexicanische Regierung zeigte sich wieder nobel. Präsident Diaz ließ durch Sennor Mariscal, den mexicanischen Minister für auswärtige Angelegenheiten, unserer Bundesregierung erklären, er würdige vollkommen den Geist der freundlichen Versöhnlichkeit, welcher sich in der Stellungnahme derselben in dieser Angelegenheit bekunde, und er wolle ihrem Wunsche Rechnung tragen, falls das Todesurtheil im Appellationsverfahren bestätigt werden sollte. Er werde dann die Verbrecher auf dem Gnadenwege von der Todesstrafe befreien.

Wo die Mexicanerin steckt, die all dies Unheil angerichtet hat, ist noch immer unbekannt; jedenfalls aber hat der ganze Vorfall gezeigt, daß die mexicanische Regierung das ernstliche Verlangen trägt, mit den Ver. Staaten in Freundschaft und Frieden zu leben. Unterdessen schmachten die drei mexicanischen Officiere noch immer im Gefängniß.

Sind nicht beneidenswerth.

„Wir sind," — so erzählte neulich ein farbiger Porter, der in einem Eisenbahn-Schlafwaggon angestellt ist, — „durchaus nicht so glänzend gestellt, daß andere Arbeiter unser Loos beneiden könnten. Man macht immer so viel Aufhebens von den Trinkgeldern, die wir von den Passagieren bekommen, doch ist es damit nicht weit her. Damen geben uns überhaupt keine Trinkgelder, trotzdem sie unsere Dienste viel mehr in Anspruch nehmen, als die männlichen Reisenden, und auch die Herren glauben gewöhnlich ein großes Werk begangen zu haben, wenn sie uns „einen Quarter" schenken —oft genug müssen wir auch mit 10 Cts. zufrieden sein.

Im Durchschnitt erhalten wir von den Eisenbahn-Compagnien an festem Lohn nur $15 den Monat. Dafür wird erwartet, daß wir uns für dieses Geld während der Fahrt beköstigen, unsere Familie ernähren, wenn wir eine besitzen, unsere Uniformen kaufen, unsere Strafen bezahlen und durchschnittlich jeden Tag 18 Stunden lang arbeiten.

Es ginge vielleicht noch Alles, wenn das Strafsystem von den Eisenbahn-Gesellschaften nicht mit eiserner Strenge gehandhabt würde. Unsere Hauptarbeit beschränkt sich natürlich auf die Nacht. Man paßt uns auf jedem Schritt und Tritt auf. Sind wir so unglücklich, daß wir für einen Augenblick in Schlaf verfallen, dann wartet unserer eine Strafe von $5, welche gleichbedeutend ist mit einem vollen Drittel unseres Monatslohns. Oft passirt es, daß irgend ein Passagier aus Versehen oder Vergeßlichkeit eines unserer Handtücher einsteckt. Dieses kostet dem Porter jedesmal einen halben Dollar. Dieselbe Strafe trifft ihn, wenn ein Staubbesen verloren geht. Hat der Porter das Pech, daß ihm irgend ein Geschirr zerbricht, dann hat er dafür den doppelten Preis zu bezahlen. Auch für jede Unze Lebensmittel, die verloren geht, müssen wir aufkommen. Unsere ganze Entschädigung besteht in den Trinkgeldern, und doch belaufen sich dieselben mit Einschluß unseres Lohnes im Monat höchstens auf $45 bis $75. Die reichen Eisenbahngesellschaften sollten sich schämen, uns so schäbig zu behandeln."

Verschiedenes.

— Dem Polizeirichter in Marylebone Street (West London) wurde am 17. Mai ein grimmig aussehender, ärmlich gekleideter Mann im Alter von 40 Jahren, Namens Peter Willow, seines Zeichens ein Bäcker, vorgeführt unter der Anklage, aus der Irrenanstalt für Verbrecher in Dundrum bei Dublin seit 1884 entwichen zu sein. Ein Geheimpolizist, der in ihm einen entsprungenen Züchtling witterte, verhaftete ihn am Samstag Morgen und brachte ihn nach der Polizeistation, wo er durchsucht wurde. In seiner Rocktasche befand sich ein scharf geschliffenes Rasirmesser. Der als Zeuge vernommene Polizist bemerkte, der Gefangene habe, als ihm mitgetheilt wurde, wessen er beschuldigt sei, gesagt: „Wenn Sie mich heute Morgen nicht verhaftet hätten, wäre ich nach Oxford-Street gegangen, um die Königin vorbeiziehen zu sehen, und ich beabsichtigte ihr mit diesem Rasirmesser den Hals abzuschneiden." „Ja, das ist richtig!" fiel der Angeklagte mit Nachdruck ein, „und es thut mir leid, daß ich es nicht that. Ich war einst nahe daran, dem Prinzen von Wales die Kehle abzuschneiden, als er die Putney-Brücke eröffnete, aber er schob mich auf die Seite. Ich bin dazu geboren, ein Mitglied der königlichen Familie zu tödten." Der allem Anschein nach irrsinnige Angeklagte wurde um eine Woche zurückgestellt.

— Der mächtige Beherrscher des weiten russischen Reiches ist kein glücklicher Mann. Er hat gewiß die besten Absichten; aber das zählt nicht bei den finsteren Elementen, die ihn umlauern. Daraus resultirt bei dem Czaren ein Seelenzustand, der mit ewiger Angst gleichbedeutend ist. Das zeigte sich auch anläßlich der Reise, die der Monarch in's Gebiet der Kosaken unternommen. Man meldet diesbezüglich die folgenden Details: „Gelegentlich der Reise des russischen Kaiserpaares zu den Donkosaken hielt der Hofzug in einer kleinen Station und eine der auf dem Perron befindlichen Damen, die den Kaiser erkannt hatte, warf ihm mit einer graciösen Verbeugung einen Fliederstrauß zu. Als der Czar plötzlich etwas durch die Luft schwirren sah, fuhr er im Momente entsetzt zurück, im nächsten Augenblicke hatte er allerdings schon die Ungefährlichkeit des Wurfgeschosses erkannt und da nickte er der Spenderin freundlich zu, gleichzeitig winkte er dem Stationschef, der an die Fremde herangetreten war, mit der Hand den Befehl zu, sich zu entfernen. Noch aus dem davoneilenden Zuge sah man den Czaren, das Bouquet festhaltend, die freundliche Dame mit den Blicken verfolgen.

— Ein Notar mit 400,000 Francs Unterbilanz, wie Wiener Blätter berichten, wurde dieser Tage unter recht dramatischen Umständen in seinem Domizil, Bonaye bei Nantes, verhaftet. Verschiedene Anzeichen hatten seit längerer Zeit die Situation des betreffenden Notars, Herrn Homery, als eine sehr bedenkliche erscheinen lassen, und nachdem sich diese zu beweisführenden Indizien verstärkt hatten, ordnete der Prokurator der Republik die Verhaftung des Notars an. Zu diesem Zwecke begab sich ein Brigadier mit zwei Polizisten nach B., wo sie vorerst die Mithilfe des Friedensrichters und der dortigen Gensdarmerie requirirten. Mehrere Versuche, den Notar abzufassen, waren vergebens, da er immer „verreist" war. Endlich erwischten sie ihn einmal auf der Treppe. Sie erklärten ihn für gefangen und nahmen ihm bei der sofort vorgenommenen Leibesuntersuchung zwei Fläschchen mit Strychnin und Digitalin sowie einen scharfgeladenen Revolver und ein gutgefülltes Porteseuille ab. Nachdem sich der Notar von seiner anfänglichen Verblüffung erholt hatte, bat er um die Erlaubniß, von seiner Familie Abschied nehmen zu dürfen. Die Scene war herzzerreißend. „Tödte Dich lieber", rief ihm unter Thränen die älteste Tochter zu; während der letzten Umarmung flüsterte ihm seine Frau in's Ohr: „Thue es um unserer Ehre willen" und drückte ihm einen geladenen Revolver unbemerkt in die Hand! Kaum hatte sie sich aus seinen Armen gewunden, da schoß der Notar die Kugel gegen sich ab — aber der Schuß ging fehl und weiteren Selbstmordversuchen hat eine strenge Untersuchungshaft ein Ende gemacht.

— Vor den Assisen von Andalusien haben am 18. Mai die Verhandlungen eines Processes begonnen, der großes Aufsehen in Spanien erregt. Ein Arzt aus Archidona war mit einem sehr schönen jungen Mädchen verlobt. Eines schönen Tages ward derselbe jedoch plötzlich anderen Sinnes und ging nach Granada, wo er einige Zeit zubrachte. Dort erfuhr er, daß seine alte Geliebte ein Verhältniß mit einem seiner Freunde, einem Renteneinnehmer, habe. Die Eifersucht ließ die alte Liebe wieder aufleben, und der Arzt kehrte nach Archidona zurück, wo er sich noch am Tage der Ankunft zum Hausthore des jungen Mädchens begab. In Andalusien sprechen die Liebenden am Abend bei Mondeschein durch die Fenstergitter des Erdgeschosses miteinander. Das Mädchen und ihr neuer Geliebter waren da. Plötzlich trat der Doktor auf. „Hier bin ich!" sagte er zu ihr. „Sage mir jetzt auf der Stelle, welchen von uns Beiden du liebst!" — „Dich", erwiderte sie. — „Nun gut," sagte der Doktor zu seinem Freunde, „Du siehst, daß Du hier zu viel bist. Geh'!" — Zwei Monate später heirathete der Arzt das junge Mädchen. Die Zeit verging, die Ehe war sehr glücklich und eine Tochter wurde geboren. Vor 6 Monaten nun verbreitete eine schreckliche Detonation Schrecken in der Umgebung des Landhauses, welches der Doktor bewohnte. Man näherte sich dem Hause. Die Leichen des Mannes und der Frau waren in Stücke zerrissen. Sie hatten, wie es sich herausstellt, eine hölzerne Schachtel zugeschickt bekommen, die eine Höllenmaschine enthielt und die, nach Aussage der Experten, zwei oder drei Jahre zu ihrer Zubereitung gebraucht hatte. So wie der Doktor die Schachtel eröffnet hatte, war die Explosion erfolgt. Der Instruktionsrichter hat den Renteneinnehmer, den Freund der Ehegatten, verhaften lassen, dem die öffentliche Meinung diese grauenhafte Morothat zuschreibt.

— In Wien stand kürzlich ein Kaufmann unter dem Verdacht der Brandstiftung vor Gericht. Er wurde jedoch freigesprochen, weil sich herausstellte, daß Mäuse die Phosphorköpfe von Zündholzpacketen angenagt und durch die Reibung den Brand hervorgerufen hatten. Lebten wir noch im Mittelalter, dann würden die Mäuse als Brandstifter und wahrscheinlich zum Scheiterhaufen verurtheilt worden sein.

— Neun Monat unschuldig im Zuchthause gesessen hat der in Stargard in Pommern wohnende Eisenbahnschaffner Sauer, der am 23. Juni 1886 von dem Schwurgericht zu Prenzlau wegen Nothzucht und Vornahme unzüchtiger Handlungen auf der Eisenbahnstrecke zwischen Eberswalde und Passow zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden war. Auf Antrag des Vertheidigers des Angeklagten wurde die Sache wieder aufgenommen und Sauer freigesprochen.

— Der Vertragsentwurf zur Unterdrückung des Branntweinverkaufs an Nordseefischer auf hoher See ist im Bundesrath genehmigt worden.

Sinnsprüche.

In vielen Jahren nicht hat der Haß
Mit all' seinen Schrecken und Plagen
Das große Unheil gestiftet, das
Die Dummheit oft schafft in Tagen.

Fürcht' nicht die Menschen, die gekränkt du schwer,
Und deren Glück du frevelnd hast vernichtet:
Dein allerschlimmster Feind bleibt einzig der,
Der für dein Wohlthun sich dir fühlt verpflichtet.

Mein Ideal.

Mein Ideal hat Augen
So veilchenblau und sinnig,
Und einen Mund, der lächelt
So lieb und herzensinnig!

Doch denke ich zuweilen
An alle meine Schulden —
Dann hat es einen Buckel
Und hunderttausend Gulden!

Epigramm.

Daß du jeder Schürze nachgerannt,
Wird dir Unrecht verübelt;
Nur weil du niemals Liebe gekannt,
Hast du so viel geliebelt.

— Auch eine Auffassung. In einer Hamburger Kaufmannsfamilie diente ein braves Mädchen aus dem Heimathlande Fritz Reuters. Sie hatte sich durch Fleiß und gutes Betragen die Zufriedenheit ihrer Herrschaft errungen und erhielt zur Belohnung ein Theaterbillet. Geputzt und freudestrahlend verläßt die Glückliche das Haus, um indeß nach Verlauf von dreiviertel Stunden zurückzukehren. Allgemeines Erstaunen. „Nun, Fieken, schon wieder da? fragt die erstaunte Hausfrau. — „O Madam," sagt, noch ganz aufgeregt von den ihr zu Theil gewordenen Genüssen das Mädchen, „o et was wunnerschün." — „So, es hat Dir also gefallen, aber warum — — ?" — „O Madam, de velen feinen Lüt un de Musik. Und dann dat grote, schüne Bild! So wat hebw' ick all min Dag nich seihn!" — „Ja aber, wenn es Dir so gut gefallen, warum bist Du nicht länger dageblieben, Fieken?" — „Ja, Madam, as wie dar nu saten und Musik hürten, würd dat grote Bild tau höch treckt un dochachter stunner Twe un fungen an tau snaken und sick wat tau vertellen. Dar hebw' ick mi dacht: dat geiht Di ja nu wedder nicks an — und bünn na Hus gangen."

— Mir oder mich. „Der gute Kamerad" erzählt: Wahrscheinlich um den Verwechselungen zwischen dem dritten und vierten Fall ein Ende zu machen, fragt der Herr Lehrer: „Sag' mir einmal, Fritze, wo sitzt denn die Nase, ins Gesicht oder im Gesicht?" — Fritze antwortete frischweg wie gewohnt: „Ins Gesicht."—„Nein, das ist falsch. Wenn Du in den Wald gehst und ein Zweig schlägt Dich, wobin schlägt er Dich, ins Gesicht oder im Gesicht?"—Ins Gesicht war falsch, denkt Fritze, und antwortet demgemäß: „Im Gesicht."—„Nein, das ist wieder falsch. Wo sitzt nun die Nase?"—Fritze schweigt verwirrt.—„Nun, Kinder, wer von Euch weiß, wo die Nase sitzt?"—Tiefes Schweigen. Endlich erhebt sich der kecke Wilhelm und ruft: „Ich weeß, Herr Lehrer, wo die Nase sitzt!"—„Nun, wo denn, mein Sohn?—„Ebbersch Maul!" antwortet siegesbewußt der Junge.

— Zur Beruhigung. Da durch verschiedene Blätter die Nachricht läuft, daß ich plötzlich gestorben sei, so theile ich wohlwollenden Freunden auf diesem Wege mit, daß mir ein solches Unglück nicht begegnet ist, sondern daß ich mich blos in aller Stille wieder verehelicht habe. Dr. Schmerle, Rechtsanwalt.

— Immer gemüthlich. Frau Pastor: Habe ich Sie schon wieder ertappt, schämen Sie sich und glauben Sie ja nicht, daß man vom Stehlen reich wird. Die alte Stephan Lore: Frau Pastern, se hann ju ganz recht, reich werd ma groade nicht, aber a brinkel hilft's doch.

— Guter Rath. Schauspieler: Weiß der Teufel, den aufgeblasenen Liebhaber überschütten sie mit Beifall und mich beklatscht keine Seele —Freund: Dazu kann Rath werden, mein Lieber. Geben Sie einen Damenkaffee, dann können Sie sich hinreichend — beklatscht hören.

— Heimgeleuchtet. Junger Arzt (arrogant): Ich kann über meine Patienten nicht klagen. Bis jetzt hat noch keiner über mich Beschwerde geführt. Andrer Herr: Das glaub ich gern, Sie stopfen ihm gleich den Mund — mit Erde.

— Parirt. Frl. von Süßlich: Sie können es nicht leugnen, liebster Graf, daß ich auch Sie einst vor meinen Triumph-Wagen gespannt hatte! — Graf: Ganz recht, mein gnädigstes Fräulein, daher besteht jedenfalls zwischen uns Beiden dieses—gespannte Verhältniß.

— Consequent. Sag einmal, Fritzchen, was thust Du, wenn Dein Bruder Karl von Deiner Mutter einen Apfel bekommt und Du nimmst ihm denselben?—Dann ess' ich ihn, Herr Schulmeister!

— „Hör' mal, Freund, wie kann man denn eine so elende Cigarre rauchen?! Da kannst Du doch keinen Genuß haben während des Rauchens!" „Allerdings — aber wenn ich aufhör'!"

— Boshaft. „Du, Oskar, ich weiß nicht, was mein Ofen hat, in einemfort raucht er, und nichts hilft dagegen!" — „Mein lieber Freund, da gib ihm nur ein Paar von Deinen Cigarren, dann braucht er gewiß nimmer

— Schöne Aussicht. „Denken Sie nur, Frau Nazzl, meine fünfjährige Emmi hat gestern auf der Straße ein Markstück gefunden." „Jesses! Was kann aus Der noch werden, wenn sie erst groß ist."

— Selbstverständlich. Erster Student: Gehst Du mit? Zweiter Student: Wohin? Erster Student: In die Kneipe. Zweiter Student: Da hättest Du Dir das Fragen ersparen können!

— Egoistisch. Er: Fandst Du gestern die Komödie im Theater nicht auch sehr schön, Emma?—Sie: Ich begreife Dich nicht, Arthur, wie Du schon in den ersten acht Tagen unserer Ehe etwas außer mir schön finden kannst.

— Grob. Alte, kokette Jungfer: Rathen Sie einmal, Herr Professor, wie alt ich bin? Professor: Sie wissen, mein Fräulein, daß ich Professor der Chemie und nicht der Alterthumskunde bin.

— Vergebens verschan sich die Unwahrheit hinter doppelten un dreifachen Wällen: wo sie auch ist, trägt sie ihren Verräther in sich.

— Unter allen Tugenden ist die Treue am göttlichsten; denn ihre Unveränderlichkeit entrückt sie ganz allem Irdischen.

— Allzu sanguinisch. Schneider: Ich hoffe, daß Sie mir bis Weihnachten meine Rechnungen bezahlen werden! Student: Sie beneidenswerther sanguinischer Mensch!

— Wissen Sie, ich möcht' Steuer erheber werden. — Aber wieso? — Nun, das ist doch gewiß ein erhebender Beruf.

— Im Diensteifer. Polizeidiener: Herr, wie können Sie sich unterstehen, sich hier zusammenzurotten?